



Leseprobe aus Pfadenhauer und Scheibelhofer, Interpretative Sozial- und Organisationsforschung, ISBN 978-3-7799-3907-8

© 2020 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-3907-8>

Exempel eines Experteninterviews

Zur Implementierung der Interpretativen Sozialforschung in Wien

Michaela Pfadenhauer

Wie sollte man vorgehen, wollte man verstehen, wie die Interpretative Sozialforschung am Wiener Institut für Soziologie eine Heimat gefunden hat? Niemand würde auch nur in Frage, geschweige denn in Abrede stellen, dass ein Gespräch mit Ulrike Froschauer das methodisch erste Mittel der Wahl wäre – so sehr sie dies selber als Gemeinschaftsprodukt ausweist. Ausschließlich aus diesem Grund hat sie sich damit einverstanden erklärt, das nicht als Experteninterview geführte Hintergrundgespräch in bereinigter Form dem ihr Lebenswerk würdigenden Methodenbuch einleitend voranzustellen. Denn sie expliziert darin – über die im Band versammelten Beiträge derer, die in dieser Aufbauphase die Lehre der Interpretativen Sozial- und Organisationsforschung in Wien geprägt haben, hinausgehend – die Leistungen aller an diesem Prozess Beteiligten.

1. Die Perspektive

In diesem Sinne ist die sich über ca. zwei Jahrzehnte erstreckende Implementierung der Interpretativen Sozialforschung am Institut für Soziologie der Universität Wien nicht als Einzeltat, sondern als eine kollektive Entwicklung zu begreifen, deren Basis zwar durch Einzelhandlungen hervorgebracht wird, die sich aber gewissermaßen verselbständigt hat und den Handelnden dergestalt objektiviert gegenübertritt. Für ein Verständnis dieser Entwicklung wären die zugrundeliegenden Strukturierungsleistungen herauszuarbeiten, die nicht unmittelbar, aber über materiale Ausdrucksträger beobachtbar sind. Verstehen meint demgemäß die deutende Erfassung nicht subjektiver, sondern idealtypischer Sinnzusammenhänge. Auf diese Weise wäre dieses subjektiv sehr unter-

schiedlich erfahrbare Trajekt¹ als Gegenstand einer wissenssoziologisch ausgerichteten Organisationsforschung konzipiert, als deren zentrale Aufgabe Ulrike Froschauer (2006, S. 197) „die Rekonstruktion der Produktion und Reproduktion von Sinnstrukturen“ ansieht.²

Für deren Untersuchung wäre die methodologische Position des interpretativen Paradigmas einzunehmen, dessen Fundament Keller (2012, S. 17) zufolge in der „Betonung des aktiven und kreativen menschlichen Zeichen- und Symbolgebrauchs, des permanenten Zusammenspiels von Deuten und Handeln in konkreten Situationen sowie der interaktiven Herstellung sozialer Ordnungen“ besteht.³ Auch für eine Interpretative Organisationsforschung steht folglich die interaktive Herstellung sozialer Ordnung und damit von Sinn im Zentrum.⁴ Das bedeutet, Organisationen nicht als irgendwie ‚objektiv gegebene‘ Realität, sondern als Betrachtungsweise anzusehen. Relevant für Organisationsanalysen sind allerdings nicht einzelne, sondern kollektiv geteilte Betrachtungsweisen, deren Homogenität ein Sozialisationsprodukt ist.

Die Wirklichkeit, deren Aufbau wissenschaftlich rekonstruiert werden will, ist also nicht mit einer subjektunabhängigen Realität identisch, sondern an Erlebens- und Denkaktivitäten gebunden. Im Unterschied zur deshalb keineswegs irrelevanten Realität entsteht diese Wirklichkeit aus einer an körperliche Situietheit gebundenen Erkenntnistätigkeit und ist in Beobachtungen und Erzählungen verankert. Sie ist also keine cartesianisch⁵ von einem einsamen erkennenden Subjekt, sondern eine in einem aktiven und sozialen Prozess konstruierte Wirklichkeit. Es ist eine kommunikativ konstruierte Wirklichkeit,

-
- 1 Vgl. Pfadenhauer 2008 im Anschluss an Fritz Schütze (1999); grundlegend und zur Abgrenzung des Trajekt vom Projekt vgl. Strauss 1988
 - 2 Eine Organisationsforschung dieser Prägung interessiert sich generell für Fragen wie: „Auf welcher Grundlage und vor welchem historischen und gesellschaftlichen Hintergrund gestalten Organisationsmitglieder ihre Beziehungen zueinander; wie beobachten sie ihre Welt; weshalb entscheiden sie sich für bestimmte Formen der Organisation; warum ordnen sie sich bestimmten Zwängen und Restriktionen unter und wie organisieren sie sich ihren Organisationsalltag; welche Dynamik erhalten Organisationen durch Restrukturierungen und wie schaffen sie es, sich über die Zeit hinweg zu erhalten“ (Froschauer 2006, S. 191).
 - 3 Aus diesem gemeinsamen sozialtheoretischen Ausgangspunkt resultiert eine Haltung, „keine allgemeinen Theorien der Funktionsweise ihrer Gegenstandsbereiche [zu entwickeln], sondern aus deren empirischer Untersuchung heraus werden Begriffe gebildet, mit denen sich soziale Phänomene und Prozesse angemessen begreifen lassen“ (Keller 2012, S. 17).
 - 4 Sinn begreifen Froschauer/Lueger (2005, S. 241) als „Ordnungsform menschlichen Erlebens“ und als vom Bewusstsein hervorgebrachte „Bezugsgröße“, wobei sie sich für Erstes auf Luhmann, für Letzteres auf Schütz und Luckmann beziehen.
 - 5 Denn das erkennende ‚Subjekt‘ ist immer schon sozial eingebunden und kommunikativ auf andere bezogen.

insofern kommunikatives Handeln den Grundbestandteil dieses Prozesses bildet.

Gerade für Organisationen betont Froschauer (2006, S. 194) die Zentralstellung von Kommunikation, die „durch anschlussfähige und beobachtbare Mitteilungshandlungen die Einzelaktivitäten zueinander in Beziehung setzt“. In Anbetracht dessen, dass sie hier ein systemtheoretisches Kommunikationsverständnis zugrunde legen, leuchtet es ein, dass Froschauer und Lueger (2009a, S. 34) – zur Unterscheidung vom radikalen Konstruktivismus, bei dem mit den interaktiven Vorgängen auch körperliche Materialität aus dem Blick gerät, – von einer „konstruktionistischen“ Perspektive sprechen (abweichend dazu Pfadenhauer 2018).

Die Analyse kommunikativer Prozesse der Sinngenerierung, auf denen die Konstruktion von Wirklichkeit beruht, und deren mehrschichtige, bis zu einem universellen Regelsystem reichende Strukturierung bilden folglich den Fokus einer interpretativen Organisationsforschung. Da sich diese von Froschauer und Lueger (2009, S. 242) im Anschluss an Ulrich Oevermann als objektiv-latent verstandenen Strukturen in Handlungs- und Sichtweisen von Akteuren manifestieren, sind Gespräche neben Artefakten und Beobachtungen adäquate Datenquellen (vgl. auch Schröer 1994). Insofern Sinnstrukturen organisations-spezifische Wissensverteilung repräsentieren, kommt Expertinnen und Experten in Organisationsanalysen eine besondere Bedeutung zu, da sie Hinweise auf Prozesse der Wissensgenerierung und deren Inhalte geben können.

Ulrike Froschauer ist in einem mehr als alltäglichen Sinne Expertin für die Implementierung der Interpretativen Sozialforschung am Wiener Soziologieinstitut. Denn sie war keineswegs nur Zeitzeugin dieser kollektiven Entwicklung und insofern darin involviert. Sie war auch nicht einfach ‚nur‘ beteiligt, sondern sie war federführend damit befasst. Nur anfänglich aus persönlichem Engagement, später bis hin zur Institutsleitung in offiziellen Funktionen der Lehrgestaltung und Stellenbesetzung war sie zuständig für diesen Prozess – in beiden von Alfred Schütz (1972a) unterschiedenen „Äquivokationen“ der subjektiven und objektiven Verantwortung (vgl. dazu auch Pfadenhauer 2014). Zugleich hat sie die Etablierung des interpretativen Paradigmas nicht nur aus der Innensicht des Instituts für Soziologie wahrgenommen, sondern – vermittelt durch viele Kontakte zu dessen Repräsentanten im europäischen Ausland und den USA – mit einer Außenperspektive anreichern können. Und schließlich liegt ihr Forschungsschwerpunkt im Bereich der Organisationssoziologie, zu der sie aus mannigfaltigen empirischen Projekten empirische Erträge und theoretische Einsichten beigetragen hat. Im letzteren Fall erweist sich die Implementierung der Interpretativen Sozialforschung nicht mehr als zu bewältigendes und darüber hinaus möglicherweise zu reflektierendes Handlungsproblem, sondern als Erkenntnisproblem. In der Diktion von Froschauer und Lueger (2009b, S. 244–245) verfügt sie folglich über feldinterne Handlungsexpertise, feldexterne Refle-

xionsexpertise sowie über externe Expertise, die durch eine spezifische Forschungsexpertise ergänzt komplettiert ist.

Deshalb erweist sich das Gespräch, das wir parallel zur Gestaltung des ihr zu Ehren nun vorliegenden Bandes mit Ulrike Froschauer führen und diesem als Einleitung voranstellen durften, exemplarisch als Experteninterview (vgl. Pfadenhauer 2009). Solche Interviews bieten Froschauer und Lueger (2009a, S. 158) zufolge „den Zutritt zum Feld über stellvertretende Erfahrungen bzw. professionelle Reflexionen“. Im Zuge eines „zyklischen“ Forschungsprozesses wäre es mit weiteren Experteninterviews und Daten aus zusätzlichen Quellen (Beobachtungen, Teilnahmen) sowie Dokumenten und Artefakten zu ergänzen (vgl. Froschauer/Lueger 2009a, S. 71). Im Falle deren hermeneutischer Auslegung (vgl. zur Bandbreite der Möglichkeiten Hitzler/Honer 1997, grundlegend Soeffner 1989) wäre der Ertrag ein Wissen, das der zugrundeliegenden methodologischen Position gemäß nicht mit einem Absolutheitsanspruch, sondern mit der Intention verbunden würde, zu einem genaueren und zuverlässigeren Verständnis der Welt beizutragen.

2. Die Gesprächsführung

Das Interview wurde in zwei Etappen geführt. Den ca. zweistündigen Auftakt durften wir in der privaten Umgebung der Interviewpartnerin führen. Dieser wurde in der Logik des zyklischen Forschungsprozesses transkribiert und auf seine Erträge hin gesichtet. Beim zweiten Gesprächsanlass, der die drei Gesprächspartnerinnen im Verstande eines „Mehrpersonengesprächs“ (Lueger 2010, S. 163) in ihrer gemeinsamen Arbeitsumgebung zusammenführte, wurde die Verlaufsdarstellung zu Ende gebracht und konnten überdies gezielt Lücken gefüllt und Unklarheiten beseitigt werden.

Die auch für eine Expertin typischerweise nicht gewöhnliche Kommunikationssituation eines Interviews wurde dahingehend normalisiert, dass sie den im gemeinsamen Kontext kulturell üblichen Gewohnheiten des Miteinander-Redens entsprach. Im Hinblick auf die Rekonstruktion von Expertenwissen ist nichts damit gewonnen, die Gesprächspartnerin in eine verhör-ähnliche oder anderweitig künstliche Kommunikationssituation zu versetzen. Denn es ist keineswegs davon auszugehen, „dass Befragte ihre subjektiven Bedeutungszuschreibungen und Relevanzstrukturen am besten in einer Interviewsituation entfalten können, die durch weitgehende Nicht-Intervention durch den Interviewer gekennzeichnet ist“.⁶

6 Vgl. Trinczek (1995, S. 60), der hier die „Fetischisierung“ möglichst schwach ausgeprägter Interviewer-Intervention im interpretativen Paradigma kritisiert.

Einen künstlichen Charakter hätte das Gespräch auch bei einem unflexiblen Festhalten an einem Leitfaden erhalten (vgl. Kap. 3). Wiederum eine andere Ausprägung von Künstlichkeit hätte das Gespräch unter Einsatz eines journalistischen Stils erfahren, der sich keineswegs nur in investigativen Fragen äußern muss. Allein der Begriff ‚Interview‘ mag mit einer prüfungähnlichen Situation assoziiert werden, weshalb Froschauer und Lueger (2009a, S. 154) im Hinblick auf eine interpretative Forschungsstrategie, „die den befragten Personen einen besonders großen Spielraum zur Darstellung ihrer Sichtweise einräumen“ will, den Interviewbegriff gänzlich zu vermeiden trachten.

Ganz in diesem Sinne ging es uns darum, eine unserer Gesprächspartnerin möglichst vertraute Kommunikationssituation herzustellen, d. h. ein annähernd normales Gespräch mit ihr zu führen. Das Gespräch ist dennoch in dem Sinne nur als ‚quasi-normal‘ zu bezeichnen, als es nicht stattgefunden hätte, wenn die Interviewerinnen es nicht absichtlich herbeigeführt hätten, und der Expertin ihre Absicht auch offengelegt haben. Andererseits war es aber doch insofern auch so ‚normal‘, dass es zu weiten Strecken so hätte ablaufen können, wenn das Gespräch beiläufig auf das Thema gekommen wäre. Von Normalität kann überdies im Hinblick auf die typischen Kennzeichen der Kommunikation von Experten (der gleichen Provenienz) untereinander gesprochen werden, die einen deutlichen Unterschied zur Alltagskommunikation markieren: Erstere ist durch Merkmale wie thematische Fokussierung, Gebrauch von Fachbegrifflichkeiten, Verwendung indexikaler Redeweisen gekennzeichnet, d. h. dadurch, dass Experten (der gleichen Provenienz) ein „kommunikatives Universum“ (Schütz 1972b, S. 97) teilen.⁷

Die Expertin konnte deshalb davon ausgehen, dass sie zum einen die grundlegenden Sachverhalte bzw. Zusammenhänge voraussetzen kann, und musste zum anderen nicht fürchten, grundlegend missverstanden zu werden. Sie konnte vielmehr davon ausgehen, dass ihre Gesprächspartnerinnen die von ihr gebrauchten Termini – z. B. „Sequenzanalyse“, „objektive Hermeneutik“ usw. – nicht nur prinzipiell, sondern auch in Nuancierungen kennen (eine Ausnahme bildet das von ihr möglicherweise aufgrund des Altersunterschieds als nicht bekannt vorausgesetzte „Stricknadelsystem“, zu dem sie zur Erklärung ansetzt). Überdies konnte sie annehmen, dass die Interviewerinnen mit den ihr Denken und Handeln strukturierenden Relevanzen vertraut sind und diese sogar weitgehend teilen.

7 Wie bei allen Interviews wird auch in Experteninterviews vor allem zu Gesprächsbeginn ausgehandelt, wer die Führungsrolle übernimmt – und nicht selten wird diese vom statushöheren Gesprächspartner beansprucht. Die glaubhafte Darstellung von Expertise kann hier einen Rollentausch bewirken (vgl. zur Rollenaushandlung im Interview generell Helfferich 2004, S. 119 ff.).

Dies hat erhebliche Konsequenzen für das Gespräch. Denn die Annahme *divergierender* Relevanzsysteme hätte zur Folge gehabt, dass die Expertin ihre Rede mit Metaphern und Analogien aus der Alltagspraxis angereichert, dass sie manches verharmlost, anderes dramatisiert hätte, dass sie ihre Gesprächspartnerinnen mal belehrt, mal sich vor ihnen verteidigt hätte. Allgemeiner gesprochen ist der jeweiligen Semantik zu entnehmen, mit welchen Ausprägungen eines Wissenstypus sich die Befragte im Gespräch konfrontiert sieht: Hält sie ihr Gegenüber für absolute Laien, stellt sie den Sachverhalt sehr vereinfacht und knapp dar. Leuten gegenüber, die sie für „gut informiert“ (Schütz 1972b) hält, spart sie komplizierte Begebenheiten nicht einfach aus, führt sie aber in längeren Erklärungen aus, die einige Übersetzungsleistungen erfordern. Weder knapp noch ausführlich, sondern in Form von Fachbegrifflichkeiten verdichtet, fällt die Schilderung jemandem gegenüber aus, bei dem sie davon ausgehen kann, dass dieser zwar nicht ihren Erfahrungshintergrund hat, sie aber einen Wissensvorrat teilen.⁸

3. Der Gesprächsfokus

Worum geht es nun typischerweise, wenn sich Experten (der gleichen Provenienz) – als Experten (und nicht als Laien, die sie auf allen anderen Gebieten außerhalb ihrer Expertise sind, und nicht als Privatpersonen, die sie natürlich immer auch sind) – austauschen? Entweder unterrichten sie sich gegenseitig über Sachverhalte (Ereignisse) und Begebenheiten (Prozesse), dann erweitern sie sozusagen beiläufig ihre privilegierten Informationszugänge. Oder aber sie erläutern sich wechselseitig ihr Tun im Hinblick auf ihre Zuständigkeit und Verantwortlichkeit. Was dabei stattfindet, ist keine Belehrung oder Rechtfertigung, wie sie typischerweise einem Nicht-Experten(-Publikum) gegenüber zu beobachten ist, sondern ein Darstellen und diskursives Erläutern dessen, was er macht, und warum er das, was er macht, so macht, wie er es macht – soweit ihm dies reflexiv verfügbar ist.

Von Interesse ist also das Wissen, das die Expertin zur Problemlösung und darüber hinaus zur Erkenntnis und zur Begründung sowohl von Problemursachen als auch von Lösungsprinzipien befähigt hat. Im Anschluss an Meuser und Nagel (1997) formuliert ging es um das Wissen, das sie befähigte, (den) *Ursachen* von Problemen und (den) *Prinzipien* von Problemlösungen auf den Grund zu gehen. Allgemein gesprochen kennt der Experte „typischerweise den Wissensbestand, der für ein bestimmtes Gebiet ‚bezeichnend‘ bzw. ‚relevant‘ ist, er hat sozusagen einen Überblick über einen Sonderwissensbestand und kann

8 Zur Abgrenzung dieser drei Typen hinsichtlich ihres Wissensvorrats vgl. Schütz 1972.